

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	43 (1967-1968)
Heft:	1
Artikel:	Kulturkritische Notizen. Bruderkuss, heilige Stadt, Ostkirche und Ökumene
Autor:	Stickelberger, Rudolf
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1079727

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bruderkuss, heilige Stadt, Ostkirche und Ökumene

Die Orientreise des Papstes im Hochsommer hat in Erinnerung gerufen, daß die Teilung unserer alten Welt in eine «kapitalistische» und eine «kommunistische» Hälfte nicht die einzige Trennung zwischen den Völkern bedeutet. Nach seinen eigenen Worten wollte Paul VI. mit seinem Besuch in Konstantinopel und Ephesus die Vorstudien zur Wiedervereinigung der lateinischen mit der griechischen Kirche fördern.

Um jedoch mit dem ökumenischen Patriarchen Athenagoras – nach ungenauen Zeitungsmeldungen «Oberhaupt von 150 Millionen orthodoxen Christen» – zusammenzutreffen, mußte er sich sowohl vom türkischen Staats- wie vom Ministerpräsidenten als Ehrengast empfangen lassen. Dabei mußten historische Hemmnisse überwunden werden: Der Patriarch wird sowohl von den Mohammedanern wie von den Laizisten unter den Türken als Vertreter einer verhafteten griechischen Minderheit bloß geduldet und führt – verglichen mit vatikanischen Verhältnissen – das kümmerliche Dasein eines Kirchenfürsten im Exil. Den Bruderkuß tauschten Papst und Patriarch auf nichtchristlichem Boden aus.

Die politisch schwache Stellung des Patriarchen von Konstantinopel wird nicht etwa durch eine desto stärkere kirchliche Autorität ausgeglichen. Die Rivalität unter den Metropoliten selbst gehört zur uralten Tradition der Ostkirche. Als Hofbischöfe der oströmischen Kaiser genossen zwar die Patriarchen am Bosporus eine bevorzugte Stellung, aber mit jener des Papstes im Westen war sie nie zu vergleichen. Als im Januar 1964 Papst Paul zum erstenmal ostwärts flog, um sich im jordanischen Teil Jerusalems mit seinem getrennten Bruder Athenagoras zu versöhnen, distanzierten sich sowohl der greise Patriarch von Athen, Chrysostomos («Goldmund»), wie der Patriarch von Jerusalem, Benedictos («der Gesegnete»), von der «Vorherrschaft» des Rom-freundlichen Bischofs von Konstantinopel.

Chrysostomos hat inzwischen al-

tershalber dem aufgeschlosseneren Hieronymos in Athen Platz gemacht, und Papst Paul bedachte diesen wie den Griechenkönig beim Überfliegen von Hellas mit einer huldvollen Luftdepesche. Benedictos dagegen ist auf seinem Posten in Jerusalem geblieben und hat aus seinem Groll gegen das neue Treffen kein Hehl gemacht: Er ließ sich beim israelischen Religionsminister wahrhaftig zur Audienz melden, um diesem mitzuteilen, allfällige römisch-orthodoxe Abmachungen über Kultstätten in der heiligen Stadt seien für ihn, deren Bischof, nicht bindend.

Jerusalem, du hochgebaute Stadt...

Tatsächlich beanspruchen die orthodoxen Christen historisch mindestens dieselben Rechte auf Jerusalem wie Juden und Araber. Als Kaiser Konstantin zu Anfang des 4. Jahrhunderts das Christentum zur römischen Staatsreligion erhob, fand er hier bereits eine blühende Christengemeinde vor. Seiner im Alter bigott gewordenen Mutter Helena baute er eine prächtige Kirche über dem Heiligen Grab.

Neben dem orthodoxen Patriarchen residieren aber in Jerusalem auch ein armenischer Patriarch, ein koptischer Metropolit, dazu je ein jakobitischer, ein abessinischer und ein anglikanischer Bischof.

Doch auch für die römischen Katholiken bedeutet Jerusalem kein Neuland: Von den Kreuzzügen her ist der blutgetränkte Boden mit Rom verbunden. Seit über hundert Jahren besteht zudem ein lateinisches Patriarchat, das für zahlreiche Kloster- und Ordensniederlassungen zuständig ist.

Endlich faßte im 19. Jahrhundert auch der Protestantismus Fuß, vor allem mit Werken der innern und äußern Mission.

Wenn es einen Fleck auf Erden gibt, an dem die beklagenswerte Zerrissenheit der Kirche Christi deutlich wird, dann Jerusalem. Es fehlt denn



hier auch nicht an kleinlichen Streitigkeiten zwischen den Konfessionen. So behaupten zum Beispiel verschiedene Kirchen, der irdische Ort von Jesu Himmelfahrt liege in ihrer Obhut.

Auch die Araber lieben Jerusalem nach Mekka und Medina als ihre dritte heilige Stadt.

Jedenfalls hat – nebenbei gesagt – die israelische Verwaltung hier keine leichte Aufgabe.

Nach arabischer Tradition soll der Berg Moria, auf dem Vater Abraham seinen Sohn Isaak zu opfern bereit war, mit dem Tempelberg Salomos identisch sein.

Dieser wiederum gilt den Juden als heilige Stätte: König David plante bereits das Gotteshaus; sein Sohn Salomo führte es in großer Pracht aus. Nach der Zerstörung durch die Chaldäer bauten die aus der Verbannung heimgekehrten Juden eine ärmlichere Nachbildung. Erst in den Tagen Jesu versuchte der prachtliebende Herodes Salomos Prunkbau an Gold und Marmor noch zu übertreffen, und wieder, wie in den Tagen der alttestamentlichen Könige, zogen gewaltige Pilger scharen singend zum Tempelberg hinauf. Christus schockierte seine Jünger, die beim Anblick des Tempels ausriefen: «Meister, welcher Bau, welche Steine!» mit der spröden Propheteiung: es werde kein Stein auf dem andern bleiben.

Die Geschichte bestätigte seine Weissagung bald: Anno 70, schon sechs Jahre nach der Einweihung des endlich fertig gestalteten Bauwerks, eroberte Titus Jerusalem, verwüstete die Stadt und ermordete ihre Vertei-

Bruderkuß

diger, sofern ihnen nicht die Flucht gelang. Nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal wurde die heilige Stadt dem Erdboden gleich gemacht. Bereits David scheint mit den Ureinwohnern kurzen Prozeß gemacht zu haben. Die Juden erlitten schon vor Titus zur Zeit Jeremias ein ähnliches Schicksal. Die römischen Christen wurden später von Arabern und Türken gebrandschatzt. Gottfried von Bouillon mit seinen Kreuzrittern übertraf seine erobernden Vorgänger womöglich noch an Grausamkeit.

Nach jeder Erstürmung aber wurde wieder ein Gotteshaus errichtet auf der Stelle, wo das ältere verwüstet worden war. So wechselten Tempel, Kirchen und Moscheen, und heute greifen die Ruinen und Renovationen der religiösen Bauten vieler Jahrhunderte ineinander hinein.

Studien der Wiedervereinigung

Bestimmt haben Papst Paul und Patriarch Athenagoras über das Schicksal der christlichen Stätten in Jerusalem gesprochen – schon in Erinnerung an ihre erste Begegnung 1964 am Ölberg. Ihr Hauptanliegen aber war die Annäherung der seit bald tausend Jahren getrennten Kirchen. Nach seiner Heimkehr berief sich Paul VI. ausdrücklich auf die Konzilien von Nicäa, Konstantinopel, Ephesus und Chalcedon. Deren Ergebnisse müßten zu Studien der Wiedervereinigung dienen, sagte er in einer allgemeinen Audienz zu Castelgandolfo.

Dem heutigen Menschen sagen die vom Papst erwähnten Namen wenig. Aber die Kirche hat einen längeren Atem als die Profangeschichte. Sie erinnert sich an die Gespräche, die im vierten Jahrhundert in jenen vier Orten des Vordern Orients abgehalten wurden, blühenden Handelszentren damals, die heute alle – außer Konstantinopel – zu armseligen Siedlungen zusammengeschrumpft sind, deren zerfallene Mauern, Tore und Türme, Wasserleitungen, Tempel und Paläste den eiligen Touristen als Ruinen gezeigt werden.

Die vier genannten Konzilien bedeuten Marksteine auf dem noch gemeinsamen Wege der Ost- und der Westkirche. Schon damals aber zeigte sich die Trennung ab, die endgültig im Jahre 1054 durch die gegenseitige Verfluchung von Papst und Patriarch besiegelt wurde.

Von der Leidenschaftlichkeit, mit welcher die Auseinandersetzungen an jenen altchristlichen Synoden geführt worden sind, macht man sich heute nur schwer einen Begriff. Man darf sie wohl mit Zusammenstößen vergleichen, die in unseren Tagen fanta sierte Volksmengen im Gefolge ehrgeiziger Dämagogen provozieren. Nur lag die Ursache nicht im Unterschied der Rasse oder des politischen Bekenntnisses, sondern in der menschlichen Formulierung göttlicher Geheimnisse.

Es ging um die Dreiheit Gottes. Vater, Sohn und Geist, so lautete der im Taufbekenntnis geformte Dreiklang kirchlichen Glaubens. Die Kämpfe gingen nun darum, wie diese drei sich untereinander verhielten. Während man im Abendland gewillt war, vor dem Geheimnis halt zu machen, suchten die Weisen aus dem Morgenland ins Göttliche einzudringen. Mit Philosophie und Dialektik, Logik und Metaphysik, die an Zauberei grenzte, wurden Glaubenssätze zergliedert und neu zusammengesetzt, Bekenntnisse formuliert und wieder verworfen, verbessert, kompliziert, für obligatorisch erklärt und ihre Gegner geächtet.

Einberufen wurden jene Synoden von den römischen Kaisern in ihre damals zentral gelegenen Städte. Seit Konstantin waren sie der Kirche Schutzherrn. Diese ließ sich diese Protektion gerne gefallen: jetzt baute der Staat ihre Gotteshäuser, wachte über den Sonntag als gesetzlichen Ruhetag und bekämpfte polizeilich Heiden aller Art sowie lästige Sektierer.

Während die Bischöfe im Westen, an ihrer Spitze der von Rom, ihre Unabhängigkeit zu wahren suchten, identifizierten sich jene im Osten je länger je mehr mit der staatlichen Ge-

walt. Dieser Hauptunterschied zwischen westlicher und östlicher Kirchlichkeit hat sich durch die Jahrhunderte gehalten: Für die orthodoxe Geistlichkeit gehören Kirche und Staat zusammen – natürlich nur ein Staat mit orthodoxer, das heißt «rechtgläubiger» Regierung.

Weder Würdenträger noch Konzilsbeschlüsse

Der Weg bis zur endgültigen Trennung der Ost- von der Westkirche war mit vielen guten Vorsätzen, aber auch mit Mißverständnissen, Intrigen und Rechthabereien gepflastert. Gerade deshalb bedeutet es nicht einfach eine Illusion, wenn Papst Paul als Ziel die Wiedervereinigung vor sich sieht. Zwar haben sich die römisch-katholische und die griechisch-orthodoxe Kirche fast ein Jahrtausend lang verschieden von einander entwickelt. Wenn sie aber, wie Paul VI. vorschlägt, nach den gemeinsamen Quellen bis zu Nicäa zurück graben, lassen sich die dogmatischen Differenzen und die organisatorischen Schwierigkeiten beheben. Weder die Heiligenbilder noch das Osterdatum, nicht einmal das Zölibat der Priester bilden unüberbrückbare Gräben, und erst recht nicht Rangstreitigkeiten, wie sie in der säuerlichen Stellungnahme des Patriarchen von Jerusalem zutage traten.

Noch besser stehen die Aussichten für das Sich-finden Roms mit den Anglikanern: So wie die Orthodoxen fühlen sie sich trotz der seinerzeit als endgültig erklärten Trennung von Rom doch katholisch.

Sehr viel komplizierter wird es für den Papst sein, den Weg zu und mit den Kirchen der Reformation zu finden. Zwar sieht es so aus, als habe der Weltkirchenrat – dem fast alle christlichen Kirchen mit Ausnahme der römisch-katholischen angehören – den Patriarchen Athenagoras als seinen maßgebenden Sprecher autorisiert. Und Dr. Eugen Blake, Generalsekretär des Ökumenischen Rates in Genf, nannte den Besuch des Papstes

bei ihm einen «Ansporn für die ökumenische Bewegung, die als Ganzes die Einheit und Erneuerung aller Kirchen anstrebt.»

Weiter ließ er sich indessen vernehmen: «Die Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates sind erfreut über den neuen Geist der Versöhnung, für den dieser Besuch ein Symbol ist. Aber selbst in einem solchen Augenblick der Freude ist es wichtig, daß alle kirchlichen Führer sich warnend vor Augen halten, daß die Erwartungen der Welt, die durch ein solch sichtbares Ereignis geweckt werden, nicht enttäuscht werden dürfen durch ihr Zögern, sich zu vereinigen und noch enger zusammen zu arbeiten.» Das ist ebenso freundlich wie blaß und unverbindlich gesprochen.

Doch wie sollte Sekretär Blake verbindlich sprechen? Wenn im Vergleich zum Papst der orthodoxe Patriarch nur mit halber Autorität auftreten kann, so verfügt der Sekretär des Weltkirchenrates über gar keine. Er ist nicht etwa der Sprecher des Protestantismus. Leider ist er im Zeitalter der Resolutionen und der Massenmedien gelegentlich in eine Rolle gedrängt worden, die ihm gar nicht zufällt: Um dem Auftreten des Papstes im Fernsehen ein nichtkatholisches Gleichgewicht entgegenzusetzen, hatte er an Ostern oder Pfingsten eine ökumenische Botschaft zu verkünden: gut gemeinte religiöse Gemeinplätze, aus dem Büro ins Leere gesprochen.

Ich schätze Dr. Blake und halte die Genfer ökumenischen Bemühungen für wichtig. Ich formuliere bloß deshalb so deutlich, um zu zeigen, daß der Weltkirchenrat oder dessen Sekretär als protestantische Gesprächspartner des Papstes von vornherein nicht in Frage kommt. Vor allem die reformierten Christen in der Schweiz, aber auch in Holland oder Frankreich, kennen keine «kirchlichen Führer». Spektakuläre Begegnungen solcher Führer, die mit einem Bruderkuß Jahrhunderte alte Wände einreißen könnten, wären undenkbar.

Dagegen wissen sich in unseren Gegenden Protestanten und Katholiken einander menschlich und wohl auch glaubensmäßig viel näher als etwa Katholiken und Orthodoxe oder Protestanten und Orthodoxe. Es bedarf deshalb gewiß nicht des Umweges über anglikanische oder orthodoxe Vermittler zur Verständigung zwischen protestantischen und katholischen Christen. Voraussetzung für diese Verständigung sind nicht Begegnungen auf höchster Ebene – weil es auf reformierter Seite diese «höchste Ebene» gar nicht gibt! Dafür gibt es jetzt schon tätige Zusammenarbeit auf breiter Basis – sie führt unserer Meinung nach sogar weiter als Besuche von Würdenträgern je führen könnten.

Auch das Mittel, das Papst Paul zum Studium der Wiedervereinigung mit der Ostkirche empfohlen hat, indem er die Städte der altchristlichen Synoden nannte, läßt sich nicht auf das Gespräch mit den Kirchen der Reformation übertragen. Diese haben

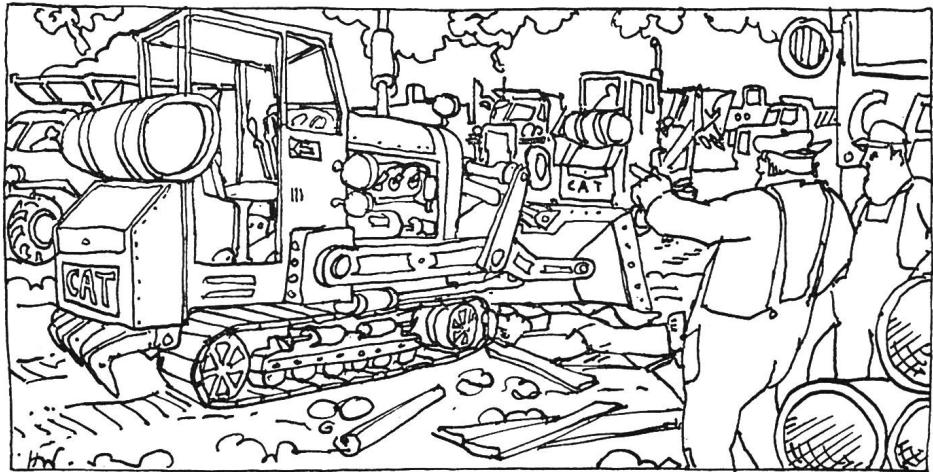
nämlich keine formulierten Lehrmeinungen, auf deren Wortlaut man sich einigen könnte; auf schweizerischem Gebiet wenigstens nicht, schon lange nicht mehr! So sehr sich beispielsweise ein Teil der Protestanten an das Credo von Nicäa gebunden weiß, so wenig will ein anderer Teil davon wissen.

Also: Falls je in ferner Zukunft protestantisch-kirchliche «Würdenträger» sich mit der römisch-katholischen Kirche vereinigen wollten, entstünde automatisch in deren eigenen Reihen eine neue protestierende Los-von-Rom-Bewegung, womit der jetzige Zustand bloß verschoben wäre.

Der Schreibende bekennt sich überzeugt zum ökumenischen Gedanken. Dieser muß und wird sich auch bei uns durchsetzen. Aber nicht, wie vielleicht zwischen Rom, Konstantinopel und Canterbury in einer Wiedervereinigung in Lehre und Organisation, sondern im Zusammenwirken in Geist und Leben.

Vexierbild von heute

Von Henry Wydler



Wo ist der Baumaschinenführer?